



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kelchner, M.: Stimmen der Vergangenheit : (Neue Buchausgaben)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

zukommen vermag, und zwar um eine Feststellung aus dem Bemühen heraus zur Klärung der Frage der öffentlichen Meinung beizutragen.

Wenn es die Aufgabe der Staatsmoral ist, auf dem Unterbau des Volkscharakters alle geistigen, sittlichen und wirtschaftlichen Kräfte zu befreien, die zu einer Höherführung des Volksganzen beitragen, so gehört zu diesen Aufgaben auch eine Stellungnahme gegen einen einseitig ausgeübten Meinungsbildungszwang, der wahrhaftig kein Ideal genannt zu werden verdient. Es ist in der (vor dem Kriege sogenannten) nationalen Presse und in einigen tatsächlich unabhängigen Zeitungen just in letzter Zeit Klage geführt worden über eine offenstichtliche Bevorzugung der Presse, in deren Mittelpunkt das „Berliner Tageblatt“ und die „Frankfurter Zeitung“ stehen. Rein vom Standpunkt des Liberalismus aus, im Namen der deutschen Freiheitsidee, muß auch hier eine Änderung eintreten, nicht zu Gunsten der augenblicklich nicht bevorzugten Partei, sondern zu gleichen Gunsten jeglicher Parteirichtung. Wir meinen, diese Frage im Hinblick auf die deutsche Zukunft und ihre gewaltigen Aufgaben der Regierung gern als Material zur Erwägung überweisen zu dürfen!



Stimmen der Vergangenheit

(Neue Buchausgaben)

Von M. Kelchner



us der rastlosen Produktion der Kriegszeit, die wie Schaum die Wogen des Ozeans umspült, ragen, stillen Inseln gleich, Werke von Meistern unseres Volkes, die vor dem Sturme zu ihm sprachen. Als ein Zeichen der Besinnung erscheint es uns, wenn heute geistige Erzeugnisse vergangener Tage aufs neue Geltung heischen und finden. Es mag nahe liegen, sich in Zeiten politischer Glut des Schaffens unserer Historiker zu erinnern. Nicht nur, weil die geschichtliche Betrachtung die nötige Distanz vermittelt, um gegenwärtiges Geschehen allseitig zu begreifen, sondern auch weil aus ihr die Kraft erwächst zu neuem Wirken. Denn neben die Aufzeichnung der Ereignisse, die ihre Bedingtheit erkennen lehrt und sie dadurch unserem Verständnis näher bringt, tritt die Herausmeißelung leitender Ideen, die den dürren Stamm der Tatsachen mit pulstierendem Leben erfüllen und die Entwicklungsmöglichkeiten der Zukunft hervortreten lassen. Zwar hat sich die Forschung mit Recht gegen das Hineintragen von mehr oder weniger

persönlichen Wertmaßstäben, wie sie namentlich den Darstellungen älterer Gelehrten generationen eigen war, aufgelehnt, aber damit die Tatsache nicht aus der Welt schaffen können, daß geistige Zusammenhänge in der Geschichte sichtbar werden und sich zu Ideen verdichten, die wir bewerten und zu praktischen Idealen erheben. Je nachdem die Geistesart eines Menschen der denkenden Betrachtung oder der Handlung zuneigt, wird er als Historiker der mehr kontemplativen „objektiven“, oder der aktiven „subjektiven“ Richtung angehören, wofür uns Ranke und Treitschke Beispiele sind.

Wir wissen, was unsere Gegner im gegenwärtigen Kriege aus Treitschke gemacht haben*), kennen das Zerrbild seines heißen, guten Willens, das uns heute stärker ergreift denn je, und doch ist es nicht er, sondern Ranke, dem der Buchhandel jetzt den Weg ins breite Publikum ebnet. In zehn hübschen Bänden sind seine „Meisterwerke“ (Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation 3 Bde., Römische Päpste in den letzten vier Jahrhunderten 3 Bde., Geschichte Wallensteins 1 Bd., Kleinere Schriften 1 Bd.) bei Duncker u. Humblot (München und Leipzig 1915) erschienen. Dies ist eine Mahnung zur Ruhe und Sachlichkeit. Ranks Größe lag ja in der Auffindung und Benutzung primärer Quellen und wer eines seiner Werke je zur Hand nahm, hat gefühlt, was das sichere Schreiten an der Seite dieses Mannes bedeutet. So mag Ranks Werk seinen erzieherischen Einfluß, den es seiner inneren Beschaffenheit nach so ganz und gar nicht sucht, auf unser Volk nicht verfehlen. Denn nur die Ruhe des Gemüts gibt die Kraft zum Bau der Zukunft, deren nebelhafte Umrisse aus der Begeisterung eines Treitschke geboren werden.

Mag man nun in der Geschichte noch so sehr die kausale Verflechtung des Geschehens erkennen, immer sind es Persönlichkeiten, die uns als Träger der mannigfachen Tendenzen erscheinen. Unter diesen aber leuchtet uns im gegenwärtigen Augenblick besonders hell die Gestalt Friedrich des Großen, der sein Preußen in gleicher Bedrängnis sah wie wir unser Deutschland. Auch Friedrich hatte ein Vaterland zu verteidigen. „Wenn irgendein Gedanke auf ihn gewirkt hat,“ führt Ranke aus, „so würden wir sagen, daß es dieser Gedanke an sein Land, an sein Vaterland gewesen ist.“ Und Friedrich selbst prägt das Wort: „Die Standhaftigkeit ist es allein, was in den großen Geschäften aus Gefahren zu retten vermag.“ Wir sagen dazu ja und Amen. Aber noch manch anderer Ausspruch des Königs gewinnt für uns heute lebensvolle Wahrheit. Deshalb begrüßen wir es, daß uns zwei Bände „Ausgewählter Werke“ Friedrichs in deutscher Übersetzung vorgelegt werden. Es handelt sich auch hier um eine „Volksausgabe“, die, wundervoll ausgestattet, Abschnitte aus Friedrichs größeren Schriften, die wichtigsten Abhandlungen, sowie eine Anzahl von Gedichten und Briefen zum Teil in gekürzter Form umfaßt. (Verlag von Reimar Hobbing, Berlin, Preis geb. 10 Mark, in Halbleder 14 Mark.) Der Verlag von Reimar

*) Vergl. den Aufsatz von Prof. Dr. Fritz Friedrich „Treitschke in englischer Beleuchtung“ in Heft 18 d. J.

Hobbing, dem wir ja eine Gesamtausgabe der Werke Friedrichs in deutscher Sprache verdanken, hat die Bearbeitung der nun vorliegenden Auswahl in die Hände von Gustav Berthold Volz gelegt, der seine Aufgabe mit Hilfe eines Stabes bewährter Übersetzer trefflich gelöst hat. Die zahlreichen Illustrationen stammen von Adolf von Menzel. Es sind im wesentlichen die bekannten Zeichnungen und Holzschnitte, die er seinerzeit für die sogenannte Fürstenausgabe der „Oeuvres de Frédéric le Grand“ und zu Ruglers „Geschichte Friedrich des Großen“ geschaffen hat. So lockt schon die äußere Aufmachung durch ästhetischen Reiz zur sachlichen Vertiefung in die Gedankenwelt Friedrichs, die ja ein so weites Bereich umspannt, daß jeder ein Entgegenkommen findet.

Im ersten Band, der historische und militärische Schriften enthält, fesselt gegenwärtig vielleicht nichts so sehr wie die „Geschichte des siebenjährigen Krieges“. „Ist es nicht klar,“ fragt Friedrich am Schluß seiner Darstellung, „daß jeder vernünftige Mensch bei Beginn der Kriegswirren sich ihren Ausgang anders gedacht hätte? Wer konnte voraussehen oder sich denken, daß Preußen dem Angriff jener furchtbaren Liga von Österreich, Rußland, Frankreich, Schweden und dem ganzen Heiligen Römischen Reiche widerstehen und aus einem Kriege, wo ihm überall Untergang drohte, ohne den geringsten Verlust an Besitzungen hervorgehen würde?“ Und unter den Ursachen, die Preußens Untergang verhinderten, nennt Friedrich: Mangel an Übereinstimmung und Eintracht unter den Mächten der großen Allianz; die Verschiedenheit ihrer Interessen, die sie hinderte, sich über manche Operation zu einigen. . . Die allzu verschlagene und tückische Staatskunst eines der Gegner, der die schwierigsten und gewagtesten Unternehmungen auf seine Verbündeten abwälzte, um am Ende des Krieges sein Heer in besserem Zustand und vollzähliger zu haben als die anderen Mächte. — Haß und Ehrgeiz der europäischen Fürsten haben das Haus Brandenburg vernichten und den preußischen Namen für immer austilgen wollen — es ist ihnen nicht gelungen! So wird es auch heute sein! Auch der große Weltenschöpfer scheint in der Entwicklung der Ereignisse Wiederholungen, die wie architektonische Motive am Bau der Menschheitsgeschichte wirken, gelten zu lassen.

Wer in den historischen Schriften des Königs blättert, wird immer wieder betroffen sein von der Unbefangenheit seiner Betrachtungsweise, der Freimut der Kritik auch seiner selbst, der Schlichtheit und Würde seiner Darstellung.

Wir werfen noch einen Blick auf die politischen und philosophischen Schriften, Gedichte und Briefe, die im zweiten Bande der neuen Ausgabe vereinigt sind. Auch hier eine wahrhaft königliche Klarheit und Geradheit des Denkens und ein erhebender Ernst der Überzeugung: „Ich wage es, die Verteidigung der Menschlichkeit aufzunehmen wider ein Ungeheuer, das sie verderben will,“ sagt er im Vorwort zum Antimachiavell, mit dem er entrüstet die Grundsätze des „Fürsten“ Machiavells von sich weist. Und der Geist Platons weht uns an, wenn Friedrich in den Weisen, die die Leuchten der Welt sind, die eigentlichen

Gesetzgeber sehen möchten. Er, der so viele und schwere Kämpfe auf dem Schlachtfelde ausgefochten hat, erkennt den höchsten Glanz eines Staates im Gedeihen der Künste. Für ihn gibt es nur eine Fürstenweisheit: sein Bestes zu tun und im Staat möglichst der Vollkommenste zu sein; wie der Grundton einer Melodie klingt es immer wieder: der Herrscher ist der erste Diener seiner Untertanen. Wie bezeichnend ist das politische Testament des Königs von 1752! Aus jeder seiner Anweisungen spricht die Hingabe an die Aufgabe, der er dient bei völliger Hintansetzung seiner Person. So sagt er in der geheimen Instruktion für den Kabinettsminister Graf Findenstein vom 10. Januar 1757: „Wenn mir das Verhängnis zustieße, in Feindeshand zu fallen, so verbiete ich, die geringste Rücksicht auf meine Person zu nehmen und sich im geringsten an das zu kehren, was ich aus meiner Haft schreiben könnte. Sollte mir ein derartiges Unglück zustoßen, so will ich mich für den Staat opfern, und man soll meinem Bruder gehorchen, der ebenso wie alle meine Minister und Generale mir mit seinem Kopf dafür haftet, daß keine Provinz, kein Lösegeld für mich geboten und daß der Krieg unter Ausnutzung aller Vorteile fortgesetzt wird, ganz als ob ich nie gelebt hätte.“

Eine Volksausgabe hat die Aufgabe, die für einen Schriftsteller charakteristischen Züge in der Auswahl des Stoffes hervortreten zu lassen, daher begegnen wir gern den Abhandlungen über die Erziehung und über die deutsche Literatur, trotzdem uns hier mancher Ausspruch befremdet, so z. B. wenn der vollständig im Bann der französischen Kunst stehende König schreibt: „Um sich von dem Mangel an Geschmack zu überzeugen, der bis auf diesen Tag in Deutschland herrscht, brauchen sie nur ins Schauspiel zu gehen. Da sehen Sie die abscheulichen Stücke von Shakespeare in deutscher Sprache aufgeführt, sehen alle Zuhörer vor Wonne hinschmelzen beim Anhören dieser lächerlichen Farcen, die eines kanadischen Wilden würdig sind . . .“ oder wenn er um der Hebung des Wohllauts der „spröden und unmelodischen“ deutschen Sprache verfügen möchte, daß wir statt sagen, geben, nehmen — sagena, gebena, nehmena gebrauchen mögen, obgleich Herder diesem Gedanken des Königs geschichtliche Berechtigung zugesprochen hat.

Die feinsten Regungen der Seele Friedrichs dürften sich wohl in seinen Gedichten und Briefen offenbaren — hier tritt er uns stellenweise menschlich ganz nahe. So mögen denn diese beiden Bände den Weg finden, der ihnen als „Volksausgabe“ gewiesen ist.

Wenden wir uns nun Gebieten zu, die vom Getriebe der Gegenwart erdrückt zu werden Gefahr zu laufen scheinen, so finden wir auch hier wertvolle Arbeit der Vergangenheit aufs neue ans Licht gezogen.

Reinhold Steig hat eine stattliche Auswahl von Schriften Hermann Grimms zur Literatur und Kunst in zwei Bänden zusammengestellt (Verlag von C. Bertelsmann, Gütersloh. Jeder Band geh. 5 Mark, geb. 6 Mark). Die Aufsätze sind zum erstenmal an verschiedenen Stellen veröffentlicht worden, wirken aber

trotzdem einheitlich, tragen sie doch alle den Stempel vornehmer Ruhe und Geschlossenheit bei liebevollster Versenkung in den Gegenstand der Betrachtung. Die Auswahl ist glücklich getroffen worden: nimmt man diese beiden Bände in die Hand, so legt man sie nicht so bald wieder fort und lebt schließlich ganz im Geiste Grimms. Um einer Stunde beschaulichen Genusses willen lese man etwa den Aufsatz „Goethe in Italien“, der, getragen von einfühlendem Verständnis, in Goethes Worten gipfelt: „Wer Rom gesehen hat, kann nie wieder ganz unglücklich werden“. — In Weltabgeschiedenheit und Versunkenheit erscheinen uns die Gestalten der Brüder Jakob und Wilhelm Grimm in der Schilderung des Verfassers, dem die Erinnerung an den Vater und Onkel gekennzeichnet ist durch die Stille, ihrem eigentlichen Element. „Ich weiß, wie ich als Kind in ihren Studierstuben leise umhergegangen bin. Nur das Krazen der Feder war zu hören, oder bei Jakob manchmal ein leises Hüfteln. Er beugte sich beim Schreiben dicht auf das Papier, an seinen Federn war die Fahne tief herunter abgeknappst, und er schrieb rasch und eifrig; mein Vater ließ die Fahne der Feder bis zur Spitze unvermindert stehen und schrieb bedächtiger. Die Züge des einen wie des anderen waren immer in leiser Bewegung. Die Brauen hoben und senkten sich; zuweilen blickten sie in die leere Luft. Manchmal standen sie auf, nahmen ein Buch heraus, schlugen es auf und blätterten darin. Ich hätte nicht für möglich gehalten, daß jemand es wagte, diese heilige Stille zu durchbrechen.“ Rührend ist es, wenn Jakob und Wilhelm sich in Göttingen weit fort von ihrer hessischen Heimat fühlen und Jakob sich damit tröstet, daß an beiden Stellen doch dieselben Sterne am Himmel stehen. Völlig lebendig werden uns diese Menschen durch die kleinen, feinen Züge, die Hermann Grimm pietätvoll zu sammeln weiß.

Aber nicht nur die Blutsverwandten erstehen uns lebensvoll im Spiegel seiner Seele. Wie hübsch ist das Gedenkblatt für Rückert, das er ihm zum hundertjährigen Geburtstag gewidmet hat! Da sehen wir die ungelente, hagere Gestalt des Dichters, der vom Leben nicht mehr verlangte, als den Schatten der Bäume, die vor seinem Hause standen. Vielleicht ist sein Schaffen nie besser gekennzeichnet worden als durch die Worte Grimms: „Rückert schrieb wie die alten Illuminatoren goldene Gedanken in goldene Buchstaben, umrannt vom Herrlichsten, was die umherschweifende Phantasie zu erfinden vermag.“ In letzter Zeit ist uns durch Neuausgaben seiner Gedichte in Auswahl Gelegenheit gegeben worden, dem Dichter wieder näher zu kommen. Erwähnt sei hier die Rückert-Ausgabe „Haus und Welt“ von Stephan List (Verlag von R. Piper u. Co., München, geb. 3 Mark). Vor wenigen Monaten erst waren es fünfzig Jahre, daß man den Dichter zu Grabe trug, da sollte er seinem Volke vertrauter sein, als er es tatsächlich ist. Er bietet ja weit mehr als die paar Gedichte, die die Schule den Kindern zu übermitteln pflegt, wie z. B. „Vom Bäumchen, das andere Blätter hat gewollt“, nicht nur die „Geharnischten Sonette“, die Stephan List als kostbare Prunkwaffe in der literarischen Rüst-

kammer bezeichnet, da sie bei ihrer ungewöhnlichen Form und ihrem etwas späten Erscheinen (im Jahre 1814) in den Befreiungskriegen nicht mehr zur lebendigen Wirkung kamen. Böllig über der Zeit steht manches innige und träumerische Verslein, das dem starkknochigen Haupt entsprungen ist und keins vielleicht ist für Rückert menschlich so bezeichnend wie der

Friede der Welt.

Lebe von der Welt geschieden,
Und du lebst mit ihr in Frieden.
Willst du dich mit ihr befassen,
Höre, was dir widerfährt!
Du mußt lieben oder hassen;
Keines ist der Mühe wert.

Neben diesem alten Säng' er aus unserer Väter Zeit treten uns zwei Dichter entgegen, die uns noch völlig Gegenwart bedeuten: Storm und Fontane.

Der Verlag von Georg Westermann in Braunschweig und Berlin bietet den ganzen Storm in fünf hübschen Bänden zum geringen Preise von 15 Mark. Als Storm selbst zum erstenmal seine „gesammelten Werke“ in die Welt schickte, nannte er sie „Zeugnisse seines Lebens“ und gab ihnen den Wunsch auf den Weg, „daß sie den Platz, welchen sie für sich in Anspruch nehmen, solange behaupten mögen, bis das, was sie etwa Eigentümliches von Bedeutung enthalten, von Nachkommenden übertroffen oder in das Allgemeinleben der Nation aufgegangen sein wird.“ Wir können heute sagen, daß vorläufig weder das eine noch das andere geschehen ist: Storm ist in der Stimmungsnovelle nicht oft übertroffen worden, auch fordert sein Werk noch selbständiges Existenzrecht. Mehr denn je bedeutet er uns heute einen Spender: die zarte Vertraümtheit seiner Kunst wirkt Ruhe und Lösung, seine schöne, sanft gleitende Sprache fördert und bereichert jeden, dem die atemlose Hast des modernen Ausdrucks den Gehalt des Wortes nicht ausschöpfen läßt.

Zu einer besonderen Freude wird uns auch die vom Verlage S. Fischer in Berlin dargebotene schön ausgestattete Auswahl der Werke von Theodor Fontane in fünf Bänden. (In Leinen geb. 20 Mark.). Der erste Band enthält außer einer großen Anzahl von Gedichten märkische Novellistik, der zweite die Eheromane, der dritte die Erzählungen aus dem Berliner Kleinleben, der vierte die Adelsgeschichten, der fünfte den Stechlin. Wem die Irrungen und Wirrungen der Gegenwart Kopf und Herz benehmen, wird bei Fontane den Schutz und den Trost einer alten Freundschaft finden. „Er suchte sich in der bestehenden Welt, so gut es geht, einzurichten. Er hielt sich im freien Gleichgewicht einer Lage, die zwischen Weltfröhlichkeit und Weltverzicht schwebt . . .“ sagt Paul Schlenker in seinem prächtigen, von herzlicher Zuneigung durchsonnten Vorwort zu der neuen Ausgabe, und kennzeichnet damit die Stimmung, die uns so ganz gar abhanden gekommen ist und nach der wir sehnend ausschauen. Man greife nach welchem Fontane-Band man mag, stets tritt uns der ganze Mensch ent-

gegen: in der Unermüdblichkeit plastischer Schilderung von Persönlichkeiten — im Verstehen, das ein Verzeihen bedeutet. Humor, dieser stille Sieg weicher und doch starker Seelen leuchtet und blitzt in den bunten Bildern seines Schaffens wie ein Kirchturm im Abendsonnenschein, und zwingt uns immer wieder zu Dank gegen den Mann, der zu Leben und das Leben zu überwinden verstand. —

Im Vorstehenden wollten wir weder die Autoren unter die Lupe fachmännischer Betrachtung nehmen, noch mit den Herausgebern um Geringes rechten. Zweck der Übersicht war ein Erinnern. Die schönen neuen Ausgaben sollten in die Hände des Lesers gelegt werden, der Erholung sucht nach der Mühsal des Alltags und seinen Blick auf Dinge richten will, die nicht zum „Fache“ gehören.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Kriegsliteratur

Dr. Paul Rohrbach, Massenverhegung und Volkskrieg in Belgien. — Berlin 1916 bei Carl Curtius. — 2 M.

Das deutsche Auswärtige Amt hat der Öffentlichkeit bekanntlich eine Reihe beeidigter Aussagen betreffend die volksrechtswidrige Führung des belgischen Volkskrieges zur Kenntnismahme unterbreitet. Die Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin, hat den hiermit erbrachten Nachweis des tatsächlichen Bestehens eines Franktireurkrieges in Belgien, der von unseren Feinden noch bis in die neueste Zeit abgeseugnet, bzw. als natürliche Folge deutscher Brutalitäten hingestellt und für entschuldigbar erklärt wurde, erhärtet durch die Publikation von „Geständnissen der belgischen Presse“. Die nunmehr vorliegende Zeitungsauschnittsammlung eines Ungenannten, von Paul Rohrbach herausgegeben, bringt für die beiden eben zitierten Publikationen das wichtigste, bisher fehlende Ergänzungstück: den Versuch, die Massenverhegung der Belgier als von der Presse mitverschuldet aus zahlreichen Belegen aufreizender Schreibart zu erweisen. Das Buch ist in vielfacher Hinsicht bedeutsam, nicht nur

als willkommene, gesichtete Materialsammlung, sondern vorzüglich als zuverlässiger Führer zu rechter Beurteilung der belgischen Frage, obgleich nicht verschwiegen werden darf, daß das Ganze nicht einheitlich genug gegliedert und in den Folgerungen ungenügend vertieft ist. —

Der eigentlichen Ausschnittsammlung geht eine Einleitung voraus, die sich mit dem Charakter der belgischen Presse im allgemeinen, wie im besonderen mit demjenigen solcher Zeitungen beschäftigt, die dem Sammler sein Material geliefert haben: der Großstadtorgane von Brüssel, Antwerpen, Lüttich, Gent. Sie sind fast sämtlich von Paris abhängig, und zwar derart, daß ihre Redakteure Korrespondenten (mit glänzender Bezahlung!) der Pariser Tagesblätter sind; ihr geistiges Niveau ist nicht sehr hoch, ihre Unkenntnis deutscher Verhältnisse nur zu groß. Wir begreifen hiernach ohne weiteres, wie die belgische Presse zu ihrem Deutschenhaß kam, wir finden es aber trotzdem unfasslich, wie sie sich zu Schimpfereien hinreißen lassen kann, wie etwa: „Das Wort Deutscher wird zum Synonym mit Vampir“ oder Deutschland „Nation von Barbaren, regiert von Banditen, unter dem Szepter von Attila dem Zweiten.“